

U.S. 1885/86, 59

Ueber die Grundanschauungen des Buches Koheleth.

Rede

beim Antritt des Prorectorats

der

Königlich Bayerischen

Friedrich = Alexanders = Universität Erlangen

am 4. November 1885 gehalten

von

D. August Köhler,  
ordentlichem Professor der Theologie.

5  
Fark



Erlangen.

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von C. Th. Jacob.

1885.

U.S. Erlangen,  
1885-86, 59

## Collegen! Commilitonen! Hochansehnliche Versammlung!

Der jährliche Wechsel des ehrenvollen Amtes, zu dessen Verwaltung das Vertrauen meiner Collegen und die Gnade unseres allerhöchsten Königlichen Rector Magnificentissimus für diesmal mich berufen hat, fällt an unserer Universität auf den Anfang eines neuen Studienjahres nach vorangegangenen langen Herbstferien. Die große Ausdehnung dieser Ferien könnte manchem leicht, ich will nicht fürchten ein Gegenstand des Neides, wohl aber ein Gegenstand des Anstoßes werden. Sie hat in der That, wie auch unsererseits nicht verkannt wird, dann keine Berechtigung, wenn die Ferien ausschließlich oder doch fast ausschließlich auf Erholung und Erfrischung verwendet werden. Dagegen wird die Berechtigung ihrer langen Dauer dann nicht verkannt werden wollen, wenn sie zugleich und vornehmlich der stillen, ungestörten Arbeit gewidmet sind, welche uns befähigt, an die während des Semesters uns obliegende gemeinsame Arbeit geförderter und gereifter heranzutreten. Gründliche Vorbereitung hierauf ist für Lehrende wie Lernende eine nicht wegzuleugnende Vorbedingung für Erreichung des Zieles, welchem wir mit unserer gemeinsamen Semester-Arbeit entgegenstreben. Dieses Ziel ist ein hohes: der akademische Unterricht setzt sich zur Aufgabe, die rechte Vorbildung zum Dienste der Kirche, des Staates, der Menschheit dadurch zu erzielen, daß wir, jeder an seinem Theile und in seinem Bereiche, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen wahrzunehmen, ihre Causalzusammenhänge zu erkennen, die letzten Gründe des Seienden zu erfassen suchen. Je höher wir so unser Ziel stecken, um so schwieriger ist es, sich demselben zu nähern. Auf Erreichung des Zieles muß derjenige trotz aller Frische und geistigen Befähigung von vornherein verzichten, welchem der empfängliche, lautere Sinn für die Wahrheit und Wirklichkeit abgeht, oder welcher nicht den sittlichen Muth und die sittliche Kraft besitzt, sein ganzes Ich an dieses Ziel zu setzen. Aber dürfen wir uns da, wo diese Mängel nicht im Wege stehen, der Erreichung gewiß halten? Es wird wohl kaum ein Lobredner der Vergangenheit so blind sein, die enormen Fortschritte, welche die Menschheit im

Laufe der Jahrtausende auf den Gebieten des Wissens und des Könnens gemacht hat, und die hiedurch bedingten enormen Culturfortschritte zu verkennen. Nicht minder unverkennbar ist freilich andererseits auch die Thatsache, daß die Totalität des Erscheinenden zu umfassen der Menschheit bis jetzt noch nicht gelungen ist und kaum je gelingen wird, daß schon um deswillen die Einsicht in die Causalzusammenhänge eine mangelhafte ist und wohl auch bleibt, daß durch immer neue Entdeckungen die früheren Erkenntnisse nicht bloß erweitert, sondern theilweise auch als nur vermeintliche erwiesen oder wenigstens modificirt werden, und daß daher gleicher Weise im Bereiche der Geisteswissenschaften wie der Naturwissenschaften ein System das andere, eine Hypothese die andere verdrängt. Wer sein Auge lediglich zur Beobachtung der letztgenannten Thatsachen mißbrauchen und aus ihnen den Schluß ziehen wollte, daß alles Ringen der Wissenschaft eine Sisyphusarbeit sei, der würde schon durch die erst-erwähnte Thatsache eines unleugbaren Culturfortschrittes der Menschheit zurecht gewiesen werden. Eine andere Frage aber ist, ob mit den nur unter mancherlei Schwankungen sich vollziehenden Fortschritten des menschlichen Erkennens und der davon abhängigen Fortschritte des menschlichen Könnens, oder mit anderen Worten, ob mit dem Culturfortschritte auch der Fortschritt hiedurch gewonnener Befriedigung, des von der ganzen Menschheit wie von jedem Einzelnen instinctiv erstrebten Glückseligkeitsgefühles gleichen Schritt hält; ob überhaupt der aufgewandten Mühe und den dabei ertragenen Beschwerden das durch menschliche Arbeit errungene Resultat, axiologisch beurtheilt, entspricht; ob, wie man es neuerdings auszudrücken beliebt, die Lustbilance in der Welt eine positive oder eine negative ist. Eine dormalen, namentlich in Deutschland, weitverbreitete philosophische Richtung glaubt bekanntlich diese Fragen in ungünstigem Sinne beantworten zu müssen. Um mich nicht der Gefahr auszusetzen, Sie, hochverehrte Anwesende, durch eigene Untersuchung über die Berechtigung oder mangelnde Berechtigung zu solch ungünstiger Beantwortung zu ermüden, erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit auf eine kleine Schrift zu lenken, welche sich bereits vor mehr als zwei Jahrtausenden mit dieser Frage beschäftigt hat und deren vier ersten Kapitel jüngst zu der zweifelhaften Ehre gekommen sind, der Katechismus des Pessimismus genannt zu werden. Ich meine das alttestamentliche Buch Koheleth, welches in den deutschen Bibelübersetzungen gewöhnlich den Titel der Prediger Salomo führt. Seine Grundanschauungen, wie sie namentlich in jenen ersten vier Capiteln entwickelt sind, in kurzer Zusammenfassung vor Ihnen darzulegen, möge mir heute gestattet sein.

Form und Inhalt des Buches Koheleth bereiten der richtigen Erfassung dessen, was des Autors letzte Meinung ist, nicht geringe Schwierigkeiten. Die Gedanken, welche ausgesprochen werden, sind inhaltlich oft anscheinend so widersprechend, und die Zusammenhänge, in denen sie vorgetragen werden, so lose, daß man zur Zeit des Erwachens der modernen Kritik auf die Vermuthung kam, das Buch enthalte lediglich eine bunte Reihe von Aussprüchen einer Akademie israelitischer Weisen; später suchte man auch wohl durch die Annahme

größerer Interpolationen Einheitlichkeit der Anschauung in dem verbleibenden Reste zu gewinnen; und in jüngster Zeit endlich hat ein hervorragender Semitist sogar den Gedanken ausgesprochen und durchzuführen gewagt, daß die einzelnen Blätter des Buches von dem Buchbinder — ähnlich wie in Zimmermann's Münchhausen, nur weniger absichtlich — beim Binden verschoben worden seien. Aller dieser Annahmen, welche ohnedies durch hier nicht zu erörternde gewichtige Bedenken zurückgewiesen werden, bedarf es nicht, sobald man sich gegenwärtig hält, welcher Gattung alttestamentlicher Schriften das Buch angehört. Koheleth ist ein Product der israelitischen Chotma oder des israelitischen Weisheitsstudiums. Schon der Name dieser Geistesrichtung weist auf ihre Verwandtschaft mit dem hin, was wir Abendländer Philosophie nennen. Während aber die abendländische Philosophie vornehmlich danach ringt, einen die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen tragenden und bewirkenden Grund als dennothwendig nachzuweisen und aus letzterem die erstere zu begreifen, und während sie daher wesentlich speculativ ist, setzt dagegen die israelitische Weisheitslehre den letzten Grund alles Seienden als zweifellos bekannt voraus — er ist ihr in dem persönlichen Gott der israelitischen Offenbarung gegeben — und sucht nun zu zeigen, was auf Grund dieser Voraussetzung das richtige Verhalten des Menschen sei. Sie ist daher wesentlich praktisch. Das schließliche Resultat, zu welchem sie kommt, faßt sie in den Satz zusammen <sup>1)</sup>: Die Furcht Gottes ist das Princip der Weisheit, das will sagen, als ein weises und darum richtiges Verhalten des Menschen ist nur dasjenige anzuerkennen, welches auf der Gottesfurcht ruht. Ihre Beweisgründe aber entnimmt sie nun nicht etwa den speciellen Offenbarungen, welche dem Volke Israel seitens seines Gottes zu Theil geworden waren, sondern wie die abendländische Philosophie der Beobachtung der concreten Erscheinungswelt. Insoweit die hieraus gewonnenen Erkenntnisse mit dem von ihr vorausgesetzten Grunde der Erscheinungen zusammenstimmen, bilden sie einen fortlaufenden Beleg für jenes ihr letztes Resultat. Die Form aber, welche sie ihren Erkenntnissen gibt, entspricht der praktischen Tendenz der Untersuchungen: um deren Ergebnisse volkstümlich zu machen, liebt sie es, diese in die knappe, vielfach ängstliche Gestalt des Sprüchwortes zu kleiden und sie in loser Verbindung aneinander zu reihen.

Das Buch Koheleth nun ist von einem israelitischen Weisen während der letzten Periode der Achämenidenherrschaft geschrieben. Der Verfasser läßt den König Salomo, welcher der israelitischen Geschichtstradition als der mächtigste, reichste, aller Genüsse kundigste und dabei weiseste Mann seiner Zeit galt, am Abend seines Lebens das Ergebniß seiner gesammten Lebenserfahrung aussprechen. Es faßt sich zusammen in den Satz, womit das Buch beginnt und schließt <sup>2)</sup>: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel.“

<sup>1)</sup> Sprüche 1, 7; 9, 10; Hiob 28, 28; Ps. 111, 10.

<sup>2)</sup> Koheleth 1, 2; 12, 8.

Dieser Satz scheint an Pessimismus kaum überboten werden zu können. In welchem Sinne er aber gemeint ist und in welchem Umfang allein er Gültigkeit beansprucht, ergibt sich aus der Weise und dem Inhalt seiner Begründung.

Daß der Mensch von all seinem Streben und Mühen keinen bleibenden und darum wirklich befriedigenden Gewinn erwarten darf, macht Koheleth von vornherein durch einen Analogieschluß wahrscheinlich<sup>3)</sup>. Können selbst die als Lebewesen gedachten großen Mächte der Natur zu keiner in sich abgeschlossenen Ruhe und Befriedigung gelangen, müssen sie vielmehr einen ewigen und unabänderlichen Kreislauf durchleben, muß z. B. die Erde es sich gefallen lassen, immerfort der Tummelplatz kommender und schwindender Geschlechter zu sein, ohne je, von diesem Verhängniß erlöst, Ruhe zu gewinnen, muß die Sonne Tag für Tag aufgehen und untergehen, muß der Wind, mag er auch zeitweise seine Richtung verändern, doch immer von neuem wieder wehen und die bereits durchwehten Bahnen einschlagen, wird das Meer, obgleich doch schließlich alle Bäche in dasselbe einmünden, gleichwohl nie voll und hiedurch endgültig gesättigt, befindet sich alles Geschehen in einem ununterbrochenen Kreislauf, so daß der aufmerksame Beobachter zu der Erkenntniß kommt: Es gibt nichts neues unter der Sonne — wie sollte da der Mensch zu der Erwartung berechtigt sein, daß sein Ringen und Arbeiten ihm zu einem bleibenden Gewinne verhelfe, bei welchem er in voller Befriedigung beruhen könnte!

Er ist um so weniger zu dieser Erwartung berechtigt, als alles Irdische, worin er etwa seine Befriedigung suchen möchte, nach dem Zeugnisse der Erfahrung dem Wechsel unterworfen ist. Selbst die höchsten, glänzendsten und scheinbar am meisten Befriedigung gewährenden Verhältnisse, deren ein Mensch sich erfreuen kann, sind wandelbar. Koheleth hat es entweder selbst erlebt, oder es ist ihm von weltkundigen Leuten überliefert worden<sup>4)</sup>, wie ein König, welcher sich trotz der Reife seiner Jahre gutem Rathe je länger desto mehr unzugänglich zeigte, von einem seiner eigenen Unterthanen, einem armen und machtlosen jungen Manne, den er vordem sogar im Gefängnisse gehalten hatte, der sich aber als einsichtig erwies, gestürzt wurde und an diesen seinen Thron verlor. Freilich darf sich auch der Letztere nicht mit der Hoffnung schmeicheln, ihn für immer inne zu haben; auch er wird es an sich erfahren, wie alles einem steten Wechsel und Wandel unterworfen ist und daher auch von den glänzendsten Verhältnissen höchstens eine zeitweilige, niemals aber eine dauernde Befriedigung zu erwarten steht.

Sit es aber hienach thöricht, von bestehenden Verhältnissen, deren Aenderung nur eine Frage der Zeit ist, wahre Befriedigung zu erwarten, so wäre es nicht minder thöricht, wenn der Mensch sich der Hoffnung hingeben wollte, sie etwa in seiner Thätigkeit als solcher, in

<sup>3)</sup> Koh. 1, 3—11.

<sup>4)</sup> 4, 13—16.

seinem Ringen und Arbeiten zu finden<sup>5)</sup>. Zu dieser Hoffnung wäre er höchstens dann berechtigt, wenn sein Thun wenigstens sicher zu dem dabei erstrebten Ziele führte. Dies ist aber keineswegs der Fall. Dadurch, daß der Mensch unter Anwendung der ihm eignenden Fähigkeiten und Kräfte thätig ist, wird ihm die Erreichung [des angestrebten Zieles seiner Thätigkeit noch nicht verbürgt<sup>6)</sup>. Der Erfolg steht nicht in seiner Hand, sondern muß vielmehr von einer höheren Hand verliehen werden. Er wird aber nicht zu jeder Zeit verliehen, sondern nur zu der Zeit, welche in einem höheren Rathe dafür angelegt ist. Trifft des Menschen Thun mit diesem Zeitpunkte zusammen, so hat es allerdings Erfolg; außerdem wird der Erfolg schmerzlich vermißt. Da mithin das menschliche Thun eine Bürgschaft des Erfolges nicht in sich trägt, so ist schon um deswillen aus ihm als solchem eine volle Befriedigung nicht zu gewinnen.

Unbefriedigend ist menschliches Thun aber weiter auch darum, weil seine Wurzel Unzufriedenheit ist<sup>7)</sup>. Jede menschliche Thätigkeit strebt ein noch nicht erreichtes Ziel, also Aenderung und Besserung des Vorhandenen an. Dies setzt Nichtbefriedigung durch das Bestehende voraus. Am augenscheinlichsten tritt die Unzufriedenheit als Triebfeder des menschlichen Thuns in den Fällen zu Tage, wo der Mensch sich, wie häufiger geschieht, als wir es uns zu gestehen pflegen, durch die Wahrnehmung einer anscheinend befriedigenderen Lage seines Nebenmenschen zu eigener Thätigkeit bestimmen und anspornen läßt, diese mithin aus Eifersucht oder sogar aus Neid hervorgeht. Die Unzufriedenheit nun, welche den Menschen zu seinem Wirken anreizt, begleitet ihn auch während seines Wirkens, bis das angestrebte Ziel erreicht ist. Daß er es aber erreiche, liegt, wie Koheleth gezeigt hat, ebensowenig in des Strebenden Hand, als die Beständigkeit des etwa erreichten.

Wie hienach die menschliche Thätigkeit schon um der Motive willen, durch welche sie veranlaßt wird, auch in ihrem Verlaufe keine volle Befriedigung gewähren kann, so erweist sie sich weiter in ihrem Verlaufe auch dadurch als unbefriedigend, daß sie sich nur unter mannichfachen äußeren Hemmungen vollzieht, der Einzelne als Einzelner nicht einmal ihrer Durchführung sicher sein kann<sup>8)</sup> und sie ihm selbst dann, wenn die Durchführung gelingt, in seiner Vereinzlung keinen ungetrübten Genuß bereitet<sup>9)</sup>. Oder wird es von demjenigen, welcher sich Güter und Schätze sammelt und daran sein Herz hängt, nicht fortwährend als eine Minderung seiner Befriedigung, als eine Trübung seines Glückes empfunden, wenn er sich vereinsamt weiß und bei seinem Scheiden aus dieser Welt Niemanden hat, den er mit

<sup>5)</sup> 3, 1—4, 12.

<sup>6)</sup> 3, 1—9. Vers 9: „Welchen Gewinn hat der Wirkende dadurch, daß er sich abmüht?“

<sup>7)</sup> 4, 4—6.

<sup>8)</sup> 4, 7—12.

<sup>9)</sup> 4, 1—3.

Freuden in den Genuß des Angefammelten eintreten läße? Wie unsicher aber die Durchführung der Thätigkeit des Einzelnen als Einzelnen ist, lehrt die tägliche Erfahrung. So ist z. B. jeder Wanderer von der Gefahr eines Sturzes oder eines feindlichen Angriffs bedroht. Stürzt nun ein einsamer Wanderer, so sind seine Bemühungen, sich wieder aufzurichten, leicht vergeblich; eher darf der Fallende hoffen, sich von seinem Falle zu erheben, wenn ihm noch ein Genosse zur Seite steht, dessen Hülfe er in Anspruch nehmen kann. Oder wird ein Einzelner plötzlich von Räubern angefallen, so steht leicht zu besorgen, daß er sich seiner Angreifer nicht werde erwehren können; begründetere Aussicht auf erfolgreichen Widerstand hat ein Angegriffener nur dann, wenn er sich in hülfebereiter Gemeinschaft befindet. Ähnliche Gefahren, wie sie dem Wanderer aus Sturz oder feindlichem Angriff erwachsen, stürmen auf jeden Menschen ein, seine Thätigkeit lähmend und hemmend. Erbarmungslos bereiten sich die Menschen gegenseitig selbst solche Hemmungen, unter denen ihre Thätigkeit und ihr Streben nach einem befriedigenderen Lose zu leiden hat; sie sind nach Koheleth's Erfahrung so zahlreich und so unausweichlich, daß wenn der Einfluß des von ihnen ausgehenden Druckes auf das psychische Wohlbefinden des Wirkenden mit der Befriedigung abgewogen wird, welche aus dem Wirken als solchem erwächst, der Verstorbene besser daran ist, als der Lebende, und am besten der Nichtgeborene.

Es sind, hochverehrte Anwesende, recht unerfreuliche Urtheile, welche Koheleth in diesen Sätzen über das menschliche Thun an sich ausspricht. Aber er ist nicht gemeint, sie irgendwie einzuschränken. Sie gelten ihm von jeder an und für sich betrachteten menschlichen Thätigkeit, auch von derjenigen, welche sich auf die Erwerbung des edelsten irdischen Gutes, die Erwerbung von Erkenntniß und Weisheit richtet. Denn gesetzt auch, es gelingt einem Menschen deren Erwerb in so ausgiebigem Maße, wie einst Salomo, was hat er damit gewonnen? Keinesfalls etwas Befriedigendes. Denn ist es ihm gelungen, sich Einsicht in alles menschliche Thun und dessen Causalzusammenhänge zu verschaffen, und prüft er es dann auf seinen Erfolg, so kann er sich der unerfreulichen Wahrnehmung nicht entziehen, daß dieser keineswegs immer den gehegten Erwartungen entspricht. Er gewinnt die unbefriedigende Erkenntniß, daß der Mensch Krümmes nicht gerade machen und Nichtvorhandenes nicht addiren kann, d. h., daß er das ihm Lästige, welches eine höhere Macht etwa über ihn verhängt hat, aufzuheben und das ihm von jener Macht Verjagte herbeizuführen außer Stande ist <sup>10)</sup>. Nicht einmal des Trostes darf der Weise sich erfreuen, die Mißerfolge menschlicher Anstrengungen durchweg auf Mangel an bethätigter Einsicht zurückführen zu können; er muß vielmehr sehr oft die demüthigende Thatsache constatiren, daß selbst aller Aufwand von Einsicht die menschliche Thätigkeit vor Mißerfolg nicht schützt <sup>11)</sup>.

<sup>10)</sup> 1, 12—15.

<sup>11)</sup> 1, 16—18.

Läßt sich aber der Mensch durch die Wahrnehmung, daß auch der Besitz von Weisheit nicht zu völliger Befriedigung und Glückseligkeit verhilft, etwa dazu verleiten, diese in Freuden und Genüssen zu suchen, so bereitet er sich nur eine neue und gründliche Täuschung<sup>12)</sup>. Der Genuß setzt das Vorhandensein von Mitteln des Genusses voraus. Diese zu beschaffen und zu erhalten, bedarf es fortwährender Anstrengungen und Mühen, welche, da die Genußmittel durch den Genuß aufgebraucht werden, immer wieder erneuert werden müssen. Für den, welcher im Genuße Befriedigung sucht, ist daher das Mühen um die Genußmittel sicher, unsicher dagegen, ob die durch den Genuß beschaffte Befriedigung der auf die Beschaffung der Mittel verwandten Mühe entspricht<sup>13)</sup>. Noch zweifelhafter ist, ob er, nachdem die zu genießenden Schätze aufgehäuft sind, auch wirklich zu deren Genuß gelangt. Denn der Besitz von Gütern verbürgt noch nicht deren Genuß. Eine höhere Macht entscheidet darüber, ob der Besitzer auch genießen, oder ob er noch vor bethätigtem Genuße aus dieser Welt scheiden oder wenigstens sei es durch eintretenden Verlust der aufgehäuften Güter oder durch Krankheit oder sonstwie des angestrebten Genusses verlustig gehen soll<sup>14)</sup>. Aber kommt der Besitzer von Gütern auch zu deren Genuß, so nimmt dieser doch früher oder später durch den Tod ein Ende, und dies gleicher Weise bei dem, welcher weise unter Berücksichtigung der Folgen, wie bei dem, welcher unweise unter Außerachtlassung der Folgen genießt. Die aus dem Genuße erwachsende Befriedigung ist daher zum mindesten keine bleibende und währt auch außerdem nur so lange, als das Genießen eben dauert<sup>15)</sup>. Und nicht nur dies, sondern sie wird auch noch während des Genusses dadurch getrübt, daß der Genießende sein Auge vor der Thatsache nicht verschließen kann, daß, während er sich seinerseits an der Beschaffung und Erhaltung der Mittel zum Genuße abgemüht hat, er sie bei seinem Sterben einem anderen überlassen muß, welcher sich nicht damit abgemüht hat und dem gegenüber er daher von vornherein im Nachtheile ist<sup>16)</sup>. So diese Trübung der durch Genuß angestrebten Glückseligkeit wird dadurch noch gesteigert, daß der Mensch nicht einmal dahin verfügen und darüber sich Gewißheit verschaffen kann, daß sein Besiznachfolger den ohne eigene Anstrengung überkommenen Besitz weise genieße, vielmehr ihm denselben zu völlig freier Benützung, gleichviel ob thöricht oder weiser, überlassen muß<sup>17)</sup>.

12) 2, 12—26.

13) 2, 22. 23.

14) 2, 24—26; 5, 12. 13. 18; 6, 2. — 2, 24: „Es ist kein an dem Menschen haftendes Gut, daß er esse und trinke und seine Seele Gutes genießen lasse infolge seiner Mühsal; auch davon sah ich, daß es aus der Hand Gottes kommt“.

15) 2, 12—17; 5, 14—16.

16) 2, 20. 21.

17) 2, 18. 19.

So haftet denn nach Koheleth wie nach den Anschauungen des neueren Pessimismus jeder menschlichen Thätigkeit, sogar dem Streben nach Erkenntniß, und diesem nicht minder als dem Streben nach Genuß, an und für sich die Dualität eines Mangels an, welche den Menschen durch seine bloße Thätigkeit nicht zu dauernder Befriedigung gelangen läßt. Diese Beobachtung drängt zu der Frage, worin die beobachtete Thatsache nach unserem Verfasser ihren Grund habe. Aus dem bisher Vorgetragenen erhellt bereits, daß Koheleth den Menschen nicht als seiner selbst schlecht hin mächtig, sondern als von einer höheren Macht abhängig denkt. Er sagt <sup>18)</sup>: „Bekannt ist, daß der Mensch nicht zu rechten vermag mit dem, welcher stärker ist als er“. Und an einer anderen Stelle <sup>19)</sup>: „Ich wandte mich und sah unter der Sonne, daß nicht den Schnellen der Lauf zu Gebote steht, und nicht den Helden der Kampf, und auch nicht den Weisen das Brot, und auch nicht den Verständigen Reichtum, und auch nicht den Einsichtsvollen Günst; vielmehr Zeit und Widerfahrniß trifft alle; ja es weiß der Mensch nicht einmal seine Zeit gleich den Fischen, welche gefangen werden im verderblichen Netze, und gleich den Vögeln, welche gefangen werden im Garne; gleich ihnen werden die Menschenkinder verstrickt zur Zeit des Unglücks, wenn es sie plötzlich überfällt.“ Koheleth gefällt sich geradezu darin, die Bedingtheit des Menschen recht grell auszumalen <sup>20)</sup>. Der Mensch ist an und für sich nur ein Thier; denn wie dieses ist auch er aus Staub gebildet; wie dieses unterliegt auch er dem Todesgeschicke, wenn der Lebensodem, durch welchen beiden ihr Leben vermittelt ist, im Tode aus ihnen zurückweicht; und nicht einmal des Vorzugs vor dem Thiere kann der Mensch sich rühmen, daß dann wenigstens der Lebensodem des Thieres abwärts zur Erde fahre, während der seine aufwärts steige. Da nämlich der Lebensodem beider der gleiche ist, so geht er vielmehr beim Scheiden aus dem Leibe des Thieres nicht minder als beim Scheiden aus dem Leibe des Menschen selbstverständlich auch an den gleichen Ort, und zwar kehrt er zurück zu Gott, der ihn gegeben hat.

Diese Thatsache der schlecht hinigen Abhängigkeit des Menschen von einer höheren Macht, dem Absoluten, führt zu der weiteren Frage, wie nach Koheleth das Absolute zu denken sei. Koheleth's Auffassung deckt sich noch insoweit mit der Anschauung des Pessimismus, als auch ersterer das Walten des Absoluten dem völligen Erfassen und Begreifen des irdischen Menschen in vielen Stücken unzugänglich findet <sup>21)</sup>. Von da an aber scheiden sich beider Wege. Koheleth denkt sich das Absolute nicht als „Substanz und Wesen der Welt“, nicht als „das einzige Subject des Weltbeseins“, und vollends ist ihm der in sich widerspruchsvolle Gedanke fremd, daß das Absolute „ebenso eine unvernünftige Seite wie eine vernünftige“

<sup>18)</sup> 6, 10.

<sup>19)</sup> 9, 11. 12; vgl. 8, 8; 9, 1. 2.

<sup>20)</sup> 3, 18—21; vgl. 12, 7.

<sup>21)</sup> 3, 11; 8, 17; 11, 5.

tige haben müsse". Auf welchem Wege er seine Vorstellung von dem Absoluten gewonnen habe, sagt er zwar nirgends. Aber zweifellos ist, daß sie sich, wie überhaupt der Gottesbegriff der israelitischen Chokma, mit dem Gottesbegriffe der israelitischen Offenbarung deckt. Mag er nun seine Vorstellung von dem Absoluten aus der Offenbarung herübergenommen oder auf dem Wege der Reflexion gefunden haben, jedenfalls unterscheidet er es scharf von der Welt. Denn nicht nur hegt er gegen den strengen Schöpfungsbegriff keinerlei Bedenken<sup>22)</sup>, sondern er macht auch mit der Vorstellung von der Herrschaft des Absoluten über die Welt vollen Ernst<sup>23)</sup> und mahnt daher den Menschen gelegentlich an seinen unendlichen Abstand von dem Absoluten, indem er ihm zuruft<sup>24)</sup>: „Gott ist im Himmel“, d. h. er ist überweltlich, „du aber bist auf der Erde“, also schlechthin abhängig. Da speciell auch der persönliche Mensch ein Geschöpf des Absoluten ist und dessen zielbewußter Herrschaft unterliegt<sup>25)</sup>, so war es für Koheleth eine Nothwendigkeit, das Absolute persönlich zu denken als den Absoluten, als Gott<sup>26)</sup>. Mit der Persönlichkeit des Absoluten ist aber dessen sittliches Wesen von selbst gegeben. Ein persönlicher, aber unsittlicher Gott ist ein Widerspruch in sich selbst.

So gewiß es nun aber dem von der Offenbarung beeinflussten wie dem von ihr unabhängigen folgerichtigen Denken ist, daß ein persönlicher Gott, welcher Herr der Welt ist und diese Herrschaft auch bethätigt, nur ein sittlicher sein kann, ebenso schwierig ist es, die Sittlichkeit des göttlichen Waltens in der Welt nachzuweisen. Ihr Erweis ist bedingt durch den Nachweis einer vergeltenden Gerechtigkeit Gottes oder den Nachweis, daß es den gottentsprechend Lebenden, also den Guten, auch gottentsprechend oder gut gehe, die gottwidersprechend Lebenden dagegen, also die Bösen, Gottes Ungunst und hiemit schlimmes Widerfahrniß treffe.

Koheleth versucht den Nachweis dieser vergeltenden Gerechtigkeit Gottes zunächst während des Lebens der Menschen auf dieser Erde. Er findet, daß Gott dem Frommen Weisheit, welche um das richtige, gottwohlgefällige Verhalten des Menschen weiß<sup>27)</sup> und hiedurch sein Thun fördert<sup>28)</sup>, sowie Freude beschert, dem Sünder dagegen übele Plage zutheilt<sup>29)</sup>. Dabei kann er sich aber freilich nicht verbergen, daß sich trotz der Weltherrschaft Gottes auch

22) 12, 1; 3, 11. 13; 7, 29.

23) 2, 25. 26; 5, 7; 7, 13. 14.

24) 5, 1.

25) 3, 14. 18.

26) 5, 5.

27) 7, 11. 12. 19.

28) 10, 10.

29) 2, 26; 5, 3. 5; 7, 25. 26; 8, 12. 13.

viel Befremdendes auf der Erde zuträgt: Gottlose genießen bisweilen bis an ihr Ende eines schier ungetrübten Glückes und werden noch im Tode durch ein ehrenvolles Gedächtniß ausgezeichnet, während Fromme fern von dem Heiligthum ihres Gottes in der Verbannung als von ihren eigenen Volksgenossen Vergessene hinsterven müssen und so von einem Gescheide creilt werden, welches eher den Gottlosen zu gebühren scheint<sup>30</sup>). Diese Thatsache, daß das irdische Ergehen der Menschen keineswegs ausnahmslos ihrem Verhalten entspricht, bleibt bestehen, auch wenn man in Erwägung zieht, daß der Mensch bei der Beschränktheit seiner Erkenntniß und bei dem Unvermögen, in seine Zukunft zu blicken, kein sicheres Urtheil darüber besitzt, was für ihn in Wirklichkeit gut ist, und daß daher ihm manchmal als ein Uebel erscheint, was in Wirklichkeit vielmehr ein Glück für ihn ist<sup>31</sup>); sie bleibt nicht minder auch gegenüber der Erwägung bestehen, daß kein Mensch schlechtthin sündenfrei ist<sup>32</sup>) und daher ein jeder von vornherein darauf gefaßt sein muß, auch Uebeles über sich ergehen zu lassen. Nicht als ob die thatsächliche, erfahrungsgemäß vorhandene sittliche Untüchtigkeit des Menschen auf Gottes schöpferische Veranlagung zurückginge; vielmehr hat diese ihren Grund darin, daß die Menschen ihre Gesinnung und Willensrichtung freithätig verkehren<sup>33</sup>). Obgleich aber hienach jene leidige Thatsache unanfechtbar ist, so hält Koheleth doch an der Gewißheit fest, daß, wenn auch nicht alsbald, so doch sicher einmal von Gott ein vergeltendes Gericht über alles Thun der Menschen gehalten werden wird<sup>34</sup>). Wann und wie dieses von ihm postulierte Gericht statt hat, bleibt seinerseits unausgesprochen. Seine Gedanken hierüber lassen sich nur aus einzelnen gelegentlichen Andeutungen erschließen. Da Koheleth selbst zugestehet, daß sich in dem irdischen Leben die vergeltende Gerechtigkeit Gottes keineswegs immer nachweisen läßt, so muß er der Meinung gewesen sein, daß der Mensch noch nach seinem Tode einem Gerichte entgegen zu sehen habe. Nun gelangt der Mensch oder genauer das menschliche Ich, wenn mit dem Todesproceß sein Lebensodem zu Gott zurückkehrt und sein Leib in Staub zerfällt, an den Ort der Todten oder in den Hades. Da aber der Mensch dort nur ein potentiellles, gleichsam schattenhaftes Dasein führt, ohne Bewußtsein und ohne Empfindung, so kann auch von einem hier über ihn abzuhaltenden Gerichte keine Rede sein<sup>35</sup>). Die Consequenz der von Koheleth aufgestellten Behauptung, daß alles menschliche Thun früher oder später, und wenn auch nicht immer schon auf dieser Erde, doch einmal sicher seine Vergeltung finde, führt daher zu einem Postulate, dessen Verwirklichung insbesondere das Buch

<sup>30</sup>) 8, 9. 10. 11. 14; vgl. 3, 16; 4, 1; 5, 7.

<sup>31</sup>) 6, 11. 12; vgl. 3, 22; 7, 14.

<sup>32</sup>) 7, 20. 23. 24. 28.

<sup>33</sup>) 7, 29.

<sup>34</sup>) 3, 16. 17; 8, 5. 6; 11, 9; vgl. 12, 14.

<sup>35</sup>) 6, 6; 9, 4—6. 10; 11, 8.

Daniel <sup>36)</sup> der alttestamentlichen Gemeinde in Aussicht stellt, dem Postulate nämlich, daß das während des Aufenthaltes im Hades zur bloßen Potentialität herabgedrückte Dasein der Seele dereinst zu neuer Actualität, wenn auch nicht auf dieser Erde, gelangen und dann die letzte Vergeltung sich vollziehen werde. So erweist sich denn der von Koheleth getheilte Glaube an einen persönlichen und darum sittlichen Gott unablässig von der Erwartung, daß eine Wiedererweckung des Menschen aus dem Todeszustande statthaben und dann des Menschen Ergehen von Gott in das richtige Verhältniß zu seinem früheren irdischen Verhalten werde gebracht werden.

Auf den dargelegten physischen und metaphysischen Grundanschauungen erbaut Koheleth seine Ethik. Aus der Thatfache der schlechtthinigen Abhängigkeit des Menschen von dem persönlichen Gott folgt ihm als erste und hauptsächlichste Pflicht die Gottesfurcht <sup>37)</sup>. Eine Definition der Gottesfurcht gibt er nirgends; er setzt als bekannt voraus, welches Verhalten damit von dem Menschen gefordert sei. Sie besteht in der durch das Achten auf Gottes Offenbarung ermöglichten <sup>38)</sup> Erfüllung des göttlichen Willens <sup>39)</sup> und dem Meiden des Gottmißfälligen, also der Sünde <sup>40)</sup>. So handeln heißt gut handeln oder das Gute thun, und wer stets so handelte, der wäre gerecht <sup>41)</sup>. Es ist somit Gottes Urtheil, wonach sich die Gerechtigkeit des menschlichen Thuns bemißt. Infolgedes warnt Koheleth vor einem Gerechtigkeitsstreben, welches sich von dem Urtheil der Menschen abhängig macht: wer in der Weise Gerechtigkeit erstreben wollte, daß er sein Verhalten dem sittlichen Urtheil der Menschen anzupassen sucht, der würde sich vielfach dem Urtheil ganz Unberufener, weil des richtigen Verständnisses Entbehrender, unterwerfen <sup>42)</sup>. Nicht minder ist aber auch vor einem Gerechtigkeitsstreben zu warnen, welches die sittlichen Anforderungen Gottes scheinbar noch zu überbieten sucht und gerade in diesen Ueberbietungen die wahre Gerechtigkeit zu finden meint. Denn wer sie auf diesem Wege erstrebt, der sucht sie in solchem, worin sie nicht zu finden ist, und läuft Gefahr, das zu verabjäumen, was ihr Wesen ausmacht. Mit Bezug hierauf sagt Koheleth <sup>43)</sup>: „Es kommt vor, daß ein Gerechter umkommt infolge seiner Gerechtigkeit“, nämlich der selbstergählten, „und ein Ungerechter lang fortlebt infolge seiner Uebelthat“, nämlich infolge desjenigen Verhaltens, welches jenem vermeintlich Gerechten als Uebelthat

<sup>36)</sup> Dan. 12, 2. 3.

<sup>37)</sup> Koh. 5, 6; 7, 18.

<sup>38)</sup> 4, 17.

<sup>39)</sup> 8, 5.

<sup>40)</sup> 7, 20.

<sup>41)</sup> 3, 12; 7, 20.

<sup>42)</sup> 7, 21. 22.

<sup>43)</sup> 7, 15—18.

gilt. „Sei nicht gar gerecht und geberde dich nicht übermäßig weise“, d. i., wolle nicht gerechter und weiser sein, als Gott es von dir fordert, „warum willst du dich selbst zu Grunde richten? Sei nicht gar ungerecht und sei nicht thöricht“, d. h., mag dein Verhalten auch in den Augen eines vermeintlich Gerechten Ungerechtigkeit sein, lasse es nur nie zu wirklicher Ungerechtigkeit und Thorheit werden, „warum willst du sterben vor deiner Zeit? Es ist gut, daß du dieses festhältst, und auch von jenem deine Hand nicht abziehst“, also beide Warnungen zu Herzen nimmst, „denn wer Gott fürchtet, entgeht dem allen“. Daß Koheleth nicht gemeint ist, mit diesen Worten sittliche Laxheit anzuempfehlen, welche da, wo die Bethätigung der Gottesfurcht unbequem wird, auf den Weg der Sünde tritt, erhellt schon daraus, daß ihm nach einer anderen Stelle<sup>44)</sup> nur diejenige Sittlichkeit des Menschen als eine wirkliche gilt, welche sich in einem siegreichen Kampfe mit der versuchlichen Macht der Sünde erweist: Gottesfurcht, welche ein Mensch erst dann bethätigte, wenn bei ihm mit dem Eintritt des Greisenalters die Sünde ihren Reiz für ihn verloren hat, wäre keine sittliche Leistung mehr.

Besteht nach Koheleth die Gerechtigkeit des Menschen darin, daß er sein Thun mit dem göttlichen Willen in Einklang hält, so gehört dazu, wie im Gegensatz zu einer weltflüchtigen Askese betont wird, insonderheit auch, daß er der von Gott gegebenen Erfolge seines Wirkens sich freut und die von Gott ihm bescherten Güter genießt. Denn da der Mensch sich beides nicht durch sein eigenes Wirken als solches beschaffen kann<sup>45)</sup>, beides vielmehr eine freie Gabe Gottes ist<sup>46)</sup>, welche er insbesondere dem Frommen zu Theil werden läßt<sup>47)</sup>, so ist es auch unverkennbar sein Wille, daß der Mensch sich des ihm Gewährten bedient und seiner sich freut. Daher wird der Genuß irdischer Güter von Koheleth wiederholt warm empfohlen<sup>48)</sup> und der Mensch beklagt, welchem Gott diesen Genuß nicht zutheilt<sup>49)</sup>. Wie aber freudiges Genießen der von Gott bescherten Güter nach Koheleth geradezu ein Stück der Bethätigung wahrer Gottesfurcht ist, so hat der Genuß an der Gottesfurcht auch seine Norm und seine Schranke. Seine Schranke: denn wer gottesfürchtig und weise ist, wird nicht nur niemals solches genießen wollen, was zu genießen Sünde wäre, sondern er wird sich auch bezüglich der erlaubten, gottgeschenkten Güter sagen, daß selbst deren Genuß keine bleibende, sondern nur eine zeitweilige Befriedigung gewährt<sup>50)</sup>. Er wird daher sein Genießen der

<sup>44)</sup> 11, 9—12, 7.

<sup>45)</sup> 3, 9—11.

<sup>46)</sup> 2, 24. 25; 3, 13; 5, 18.

<sup>47)</sup> 2, 26; 9, 7.

<sup>48)</sup> 3, 12. 22; 5, 17—19; 8, 15; 9, 7—10; 11, 9 ff.

<sup>49)</sup> 6, 1—6; 8, 14.

<sup>50)</sup> 2, 1. 2. 11.

jeweiligen Gaben und Güter nie zur Genußsucht entarten lassen<sup>51)</sup>, sich vielmehr stets, auch während des Genußes, der Vergänglichkeit alles Irdischen bewußt bleiben<sup>52)</sup> und daher, eingedenk der menschlichen Bedingtheit und Kurzsichtigkeit, in Gelassenheit Gottes Fügungen hinnehmen und nie mit ihm über sein etwaiges Versagen hadern<sup>53)</sup>. Und dies wird ihm um so leichter, als Gott ihm einerseits die Vorstellung einer weithin sich erstreckenden Zukunft ins Herz gegeben und ihn hiemit warten und hoffen gelehrt hat<sup>54)</sup>, und als er andererseits sich davon überzeugt halten darf, daß alles in der Furcht Gottes begründete Wirken des Menschen doch früher oder später zu einem befriedigenden Resultate führt, sobald nämlich die von Gott dafür angeordnete Stunde gekommen ist<sup>55)</sup>. Seine Norm aber hat richtiges Genießen an der Gottesfurcht insofern, als der Gottesfürchtige seine bleibende Befriedigung nicht in dem Genuße irdischer Güter, sondern darin sucht und findet, daß er sein gesamtes Verhalten in Uebereinstimmung hält mit Gottes Willen; daher wird er auch die Weise seines Genießens hievon abhängig machen und den Genuß so vollziehen, daß er dabei nicht mit den sittlichen Anforderungen Gottes an den Menschen in Widerspruch tritt. Zu einem solchen durch den Willen Gottes normirten Genießen ermahnt Koheleth am Schluß seines Buches an jener berühmten Stelle<sup>56)</sup>, wo er nachdrücklich einschärft, daß es gelte, insbesondere gerade in der Zeit der Jugend und der Genußfähigkeit der göttlichen Anforderungen und des zu erwartenden göttlichen Gerichtes eingedenk zu bleiben, und wo er zugleich die Gelegenheit wahrnimmt, das zu einem maßlosen, gottwidrigen Genuße unfähig gewordene Alter durch eine Reihe kühner Bilder in seiner ganzen unlieblichen Wirklichkeit auszumalen. Er sagt: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und dein Herz erfülle dich mit Heiterkeit in den Tagen deiner Jünglingszeit, und wandele in den Wegen deines Herzens und in dem, was deine Augen erschauen; doch wisse, daß dich um alles dieses Gott ins Gericht bringen wird. Und entferne den Unmuth aus deinem Herzen, und schaffe Uebeles von deinem Fleische fort; denn Jugend und Morgenroth sind eitel. Doch gedenke an deinen Schöpfer in den Tagen deiner Jünglingszeit, bevor noch die bösen Tage kommen, und hereinbrechen die Jahre, davon du sagst: sie gefallen mir nicht; bevor noch sich verfinstert die Sonne und die Tageshelle und der Mond und die Sterne, und die Wolken immer wiederkehren nach dem Regen [bevor noch der Winter des Lebens anbricht] zu der Zeit, wo die Hüter des Hauses [die Arme] zittern, und die starken Männer [die Beine] sich krümmen, und die Müllerinnen [die Zähne]

51) 6, 7—9.

52) 7, 1—4.

53) 6, 10—12; 7, 9—14.

54) 3, 11.

55) 3, 1—11.

56) 11, 9—12, 7.

feiern, weil ihrer so wenig geworden, und dunkel werden die, so durch die Gitterfenster schauen [die Augen], und die Thüren auf die Gasse geschlossen werden [der zahnlose Mund einfällt]; zu der Zeit, wo das Geräusch der Mühle nachläßt [die Kraft der Stimme schwindet], und man aufsteht, wenn die Vögel ihre Stimme erheben [Schlaflosigkeit des Greisen]; aber alle Töchter des Liebes flüstern [Schwerhörigkeit des Greisen], desgleichen man sich vor Hohem fürchtet und Schrecken auf dem Wege lagern [man nicht mehr gerne steigt oder geht], und der Mandelbaum blüht [weißes Haar des Greisen], und die Heuschrecke sich belastet fühlt [die Beschwerden des Alters den abgemagerten Körper drücken] und die Kaper plagt [der Leib die Seele aus ihrer Umhüllung entläßt], — denn der Mensch zieht hin zu seinem ewigen Hause, und auf der Straße gehen dann Klagen umher —; bevor noch der silberne Strick zerreißt, und das goldene Delgefäß zertrümmert wird, und der Eimer am Born in Stücke geht und das Rad über der Cisterne zerbrochen wird [die Bedingungen des menschlichen Lebens hinschwinden], und der Staub zur Erde zurückkehrt gemäß dem, was er gewesen, und der Lebensodem zu Gott zurückkehrt, der ihn gegeben hat.“

Dies, hochverehrte Anwesende, sind in kurzer Zusammenfassung die wesentlichsten Grundgedanken des Buches Koheleth, wenn anders ich sie richtig verstehe. Ihre Kritik, insoweit diese nicht in der Darstellung selbst schon enthalten ist, muß ich an dieser Stätte bei der Kürze der mir zugemessenen Zeit von meiner Aufgabe ebenso ausschließen, wie die exegetische Begründung meiner Darstellung. Ob die physischen und metaphysischen Ausführungen des Buches Ihren Beifall gefunden haben, weiß ich nicht. Aber mag man über diese auch urtheilen wie man will — darin glaube ich Ihrer ungetheilten Zustimmung mich erfreuen zu dürfen, daß die ethischen Ausführungen ebenso auf dem Grunde einer wahren und gesunden Frömmigkeit ruhen, wie sie lebenskräftig und lebensfreudig sind. Habe ich hierin Recht, dann werden dieselben mit der aller Wahrheit innewohnenden Ueberzeugungskraft und Energie auch uns, soweit dies etwa noch nöthig sein sollte, für sich gewinnen und unser Leben und Streben beeinflussen und bestimmen. Und dann bedarf es, meine verehrten Herren Commilitonen, nicht erst der Mahnung, daß wir auch in dem begonnenen neuen Studienjahre all unser Arbeiten, und alle Freude an dem Erfolge unserer Arbeit, und allen Genuß der gottverliehenen Güter nach der Norm ächter Frömmigkeit sich vollziehen lassen wollen. Ich kann vielmehr sofort mit dem Wunsche und der Hoffnung schließen, daß Gottes Freundlichkeit auch in dem neuen Studienjahre gnädig walten wolle über unserer alma Friderico-Alexandrina und über alle dem, was uns nach seinem Rathe und nach seiner Ordnung zu thun obliegt unter dem hohen und starken Schirme unseres allergnädigsten Königs und Herrn, unseres erlauchten Rector Magnificentissimus, Seiner Majestät des Königs.

Ludwig II.